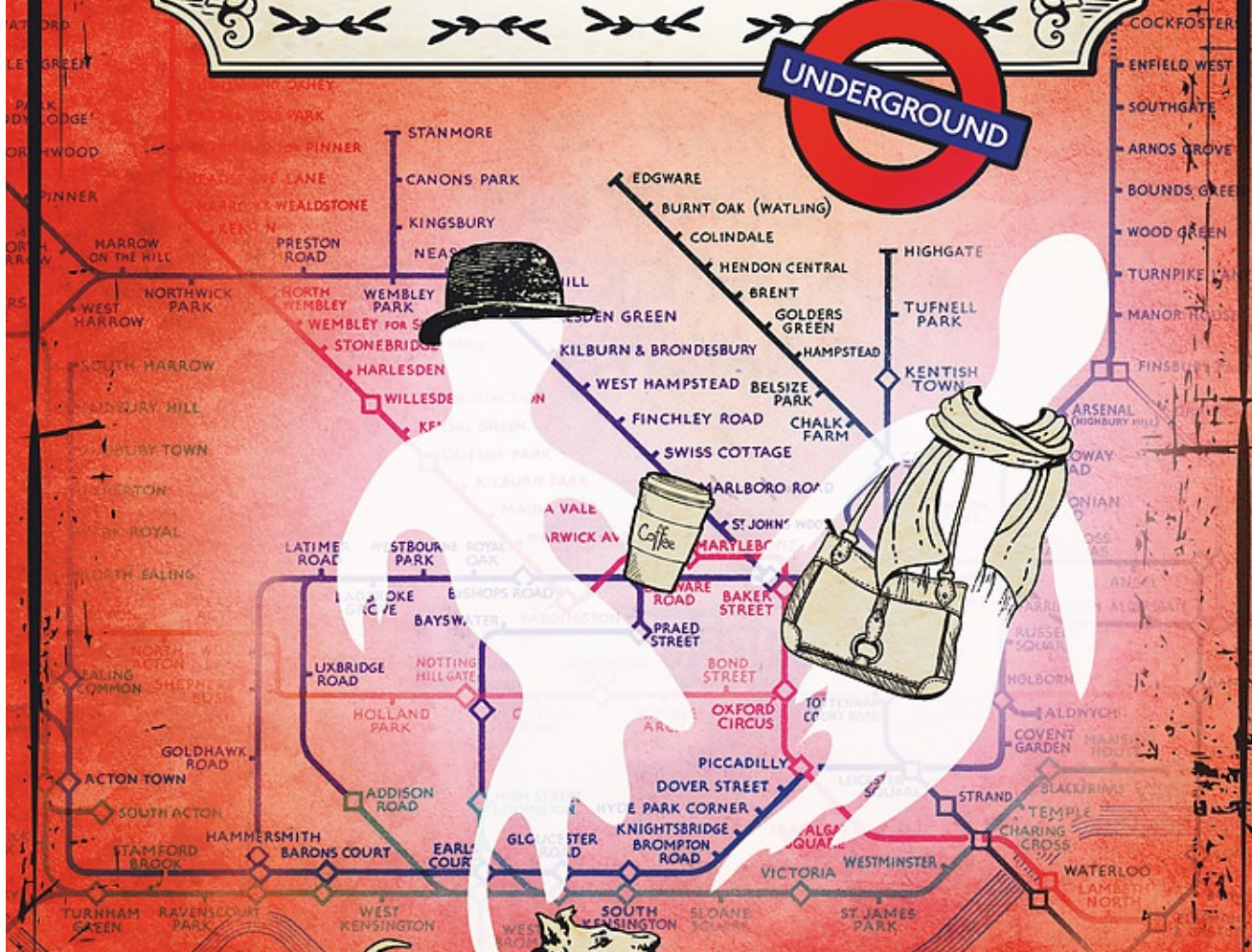


Ben Aaronovitch

Geister auf der Metropolitan Line



Eine Peter-Grant-Story

Was hast du noch gefunden?«

Abigail spulte ihren kleinen Fanfilm weiter. Es folgten mehrere weitere Vorfälle, darunter die denkwürdigen Erlebnisse von Amirah Khalil und Jonathan Pickering. »An jedem Werktag in den vergangenen anderthalb Wochen gab es einen Vorfall, immer morgens zur Stoßzeit in Richtung London, und zwar meistens zwischen Harrow-on-the-Hill und Wembley Park oder maximal Finchley Road.«

»Geisterpendler«, sagte ich. »Na, wenigstens können wir die Suche jetzt eingrenzen.«

Der Geist des französischen Leutnants

Eine Befragung in der U-Bahn zur Rushhour durchzuführen ist nicht ideal. Normalerweise hätten wir die Zeugin gebeten, an einen ruhigen Ort mit fließendem heißem und kaltem Kaffee mitzukommen, aber wir wussten ja nicht, wie lange ihre Erinnerungen bestehen bleiben würden. Ich wagte nicht einmal zu warten, bis wir beim nächsten Halt auf den Bahnsteig flüchten konnten. Also nutzte Jaget seine uniformierte Präsenz, um eine Art Sperrzone um uns zu schaffen, und ich verscheuchte einen jungen Mann mit Schaufelbart vom Nebensitz und nahm neben ihr Platz.

Normalerweise macht man sich zu Anfang auch ein paar Notizen, um den Zeugen zu beruhigen und den Eindruck zu verstärken, dass es sich bei dir um eine Respektperson handelt. Aber diesmal beließ ich es bei ihrem Namen, nach dem Jaget sie als Erstes gefragt hatte: Jessica Talacre.

»Zuerst dachte ich, er wäre Franzose«, sagte Jessica. »Er klang so – zumindest glaube ich, es klang französisch. Er schrie mich an; irgendwie war er wütend.«

Ich fragte, ob sie sich erinnerte, wie der Mann ausgesehen hatte – schwarz oder weiß oder ...?

»Gemischt, würde ich sagen. Aber heller als Sie. Lockige Haare, so ganz klein.« Sie machte ein paar kleine Kreise mit dem Zeigefinger neben ihrem Kopf.

»Kringellocken?«, fragte ich.

»Ja. Und schlechte Zähne.«

Außerdem trug er einen langen altmodischen »Mr. Darcy«-Mantel aus schwerem Stoff, aber leider nicht in Rot. Also nicht unser Geist aus dem Depot in Neasden. Jessica wirkte etwas verduzt, als ich fragte, ob sie seine Hose beschreiben könne, bekam aber noch zusammen, dass er Kniehosen und weiße Strümpfe getragen hatte. Seine Schuhe hatte sie nicht gesehen.

Als ich sie fragte, ob sie näher beschreiben könnte, wie der Franzose geklungen hätte, schaute sie mich seltsam an. »Was für ein Franzose?«

Ich versuchte es weiter, aber es war zu spät. Binnen knapp fünf Minuten hatte Jessica Talacre jede Erinnerung an den Vorfall verloren. Ich gab ihr meine Karte und bat sie, mich anzurufen, falls ihr noch etwas einfiel. Aber es war offensichtlich, dass sie mich für gaga hielt.

»Sollen wir weitermachen?«, fragte Jaget, während wir unsere Notizen vervollständigten.

»Wenn Abigail recht hat, wird das für heute Morgen die einzige Sichtung bleiben.«

»Und wenn nicht?«, fragte Jaget – denn so machen das nun mal Polizisten und Wissenschaftler: immer alles in Frage stellen.

»Dann fällt es hoffentlich ihr auf«, sagte ich. Abigail spielte Big Brother im Kontrollraum von Finchley Road, was nur bewies, dass mein alter Freund Dwain, was die Vorschriften der London Underground betraf, doch nicht soo seriös geworden war.

Aber apropos Abigail ...

»Lass uns nach Amersham fahren«, sagte ich. »Ich will da was nachschauen.«

Amersham liegt weit außerhalb meines Terrains in der Grafschaft Buckinghamshire, wo die Thames Valley Police schaltet und waltet (welche niemand bei der Met jemals als Prollsumppolizei bezeichnen würde, ganz sicher nicht). Während der Fahrt rief ich also schon mal dort an und warnte sie vor, dass wir beide in vollem Ornat auf ihrem Hoheitsgebiet herumschnüffeln wollten. Es schien sie nicht zu stören, sie wollten nur die explizite Zusage, dass wir ihnen Bescheid sagen würden, bevor wir drastische Dinge anstellten.

»Was zum Beispiel?«, fragte ich nach.

Zum Beispiel irgendwelche Sehenswürdigkeiten oder signifikanten Gebäude demolieren, meinten sie.

»Der war gut«, sagte ich.

Sie behaupteten, es sei kein Witz gewesen, aber ich bin mir fast hundertprozentig sicher, dass es einer war.

Und so statteten wir dem nicht übermäßig sehenswerten Amersham einen Besuch ab. Na schön, es gibt einen historischen Ortskern, der bis ins zehnte Jahrhundert zurückreicht, aber der Bahnhof steht im modernen Teil der Stadt auf einem Plateau zwischen zwei Flüssen, dem Misbourne und dem Chess. Eine kurze Nachfrage bei Nightingale bestätigte, dass für keinen der beiden ein *genius loci* bekannt war.

»Wobei Sie aber nicht vergessen dürfen, dass nicht jede einer landschaftlichen Gegebenheit zugeordnete Entität so extrovertiert ist wie Mutter Themses Töchter«, warnte er mich. »Meine eigene Mutter erzählte mir einmal, auch der Bach, der durch unseren Garten floss, habe eine Wächterfee, aber obwohl ich so weit ging, mir dort einen Beobachtungsstand zu bauen, habe ich nie auch nur einen Blick auf sie erhascht.«

Ich fragte mich, ob es diese Bachfee wirklich gegeben oder ob die Mutter sie erfunden hatte, damit ihr jüngstes von sechs Kindern gut verwahrt und beschäftigt war.

»Im Übrigen, was in aller Welt wollen Sie in Amersham?«, fragte Nightingale dann.

»Da ist so ein Haus. Früher stand es ganz allein auf einem Hügel ...«

Im Jahre 1929 starteten zwei unternehmungslustige Burschen den ersten von vielen

Versuchen, die Engländer aus ihren gemütlichen Hobbithöhlen aus roten Ziegeln in eine strahlende Zukunft voll weiß verputzter Betonwürfel zu locken. So entstand auf einem Hügel über der rapide wachsenden Gemeinde Amersham das High and Over House. Die Amershamer hassten es – aber ich muss sagen, wenn man schon eine modernistische Monstrosität mit Flachdach baut, dann darf sie auch anständige Proportionen haben.

Vom Bahnhof aus spazierten Jaget und ich an spätviktorianischen und edwardianischen Laden- und Häuserzeilen vorbei und gingen dann links den Hügel mit den pseudo-edwardianischen Doppelhäusern hinauf, bis wir mehr oder weniger über die Einfahrt des High and Over stolperten, denn inzwischen wurde die modernistische Pracht des Hauses weitgehend von einer enormen Hecke und alten Baumbeständen verdeckt.

Die Frau, die uns öffnete, zuckte auf diese unmissverständliche Art leicht zusammen, als sie uns sah, zögerte kurz und sagte: »Ah. Ja.«

Diese Reaktion kennen wir gut: Sie ist das Schuldbekenntnis des Mittelschicht-Hausbesitzers. Das uns zwangsläufig in einen Zwiespalt stürzt, weil die Palette der Vergehen, mit denen wir es womöglich zu tun haben, sich vom Beregnen des Gartens bei sommerlicher Wasserknappheit bis zum kürzlichen Einbetonieren des gewalttätigen Ehemannes im Terrassenboden erstreckt.

Um herauszufinden, ob man so schnell wie möglich stürmen oder sich lieber dezent zurückziehen sollte, hilft es meistens, einschüchternd in der Tür herumzulungern, nicht viel zu sagen und ein freundliches, ganz leicht drohendes Lächeln aufzusetzen. Mehrdeutige, aber zielführende Fragen zu stellen ist immer eine gute Ergänzung.

»Guten Tag«, sagte Jaget. »Ist das Ihr Haus?«

Die Frau war weiß, Ende vierzig, mit braunem Pagenschnitt, blauen Augen, gerader Nase, spitzem Kinn, schmalem Mund und keinen Grübchen. Sich an solche Details zu erinnern zahlt sich aus, wenn man später ein digitales Fahndungsbild erstellen muss. Sie trug vorgebleichte Designerjeans und eine weiße Bluse mit Rüschen an Hals und Ärmeln. Keine offensichtlichen Schmutzflecken an den Knien oder Blutspuren an der Bluse – falls es sich also um einen toten Ehemann handelte, war das Einbetonieren lange genug her, dass sie sich inzwischen hatte umziehen können.

»Dieses Haus hier?«, fragte sie nach.

»Ja, Ma'am«, sagte ich. »Dieses Haus hier.«

Sie blickte über die Schulter, als sähe sie das Hausinnere zum ersten Mal. »Ja, schon«, sagte sie. »Und meinem Mann natürlich. Es gehört uns, ja.«

Ich weiß, es klingt zynisch, aber nichts erfreut das Polizistenherz mehr als der Anblick eines potenziellen Kunden, der so von der Rolle ist, dass man ihn nur ein bisschen anstupsen muss, um ihn zu Fall zu bringen.

Jagets Timing war perfekt. Er ließ die Pause genau so lange dauern, dass die Frau sich fast

wieder entspannte – dann fragte er: »Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Ich hab sie nur gefunden, okay?«, platzte sie sofort heraus. »Ich hab sie begraben, weil ich nicht wusste, was ich sonst mit ihnen machen soll. Aber ich hab sie nicht vergiftet.«

»Vergiftet? Wen?«, fragte Jaget.

Sie sagte es uns, und da wurde mir klar, dass man mich nach allen Regeln der Kunst auf den Leim geführt hatte.

»Zeigen Sie es uns bitte, Ma'am«, sagte ich.

Das Massengrab lag hinter dem Haus. Man ging eine schneeweiße Gartentreppe hinunter auf eine leicht abfallende Rasenfläche und dann am Swimmingpool vorbei dorthin, wo der Garten in den Wald überging. Es war gut zu erkennen, wo die Rasenstücke abgetragen und wieder eingefügt worden waren. Die Hausbesitzerin gab uns eine Schaufel, und ich hob vorsichtig die Grassoden und die ersten zehn Zentimeter Erde ab.

»Verdammt«, sagte Jaget. »Ein Fuchsmassaker.«

Schon ganz oben zählte ich sechs Tiere – ich kenne mich nicht besonders gut mit Füchsen aus, aber mindestens zwei waren so klein, dass sie vielleicht Jungtiere waren. Keiner wirkte beeindruckend genug, um eines von Abigails sprechenden Exemplaren zu sein – aber wie gesagt, ich kenne mich da nicht so aus.

Das erste Opfer hatte die Frau vor vierzehn Tagen in ihrem Swimmingpool gefunden. Sie hatte angenommen, dass es hineingefallen und ertrunken war.

»Ich hab ihn in eine Tüte gepackt«, erzählte sie. »So eine große von Waitrose mit Henkeln, die man kaufen und mehrmals verwenden soll, wegen der Umwelt.« Zuerst hatte sie ihn im Restmüll entsorgen wollen, aber dann meinte sie sich zu erinnern, einmal gelesen zu haben, dass das die Müllverbrennungsanlage beschädigen konnte. Also hatte sie beschlossen, ihn an einem netten Plätzchen im Wald zu begraben. »Den hat übrigens der erste Eigentümer angelegt«, sagte sie. »Bernard Ashmole, er war Kurator des British Museum.«

»Und die Füchse?«, sagte Jaget.

»Die nächsten zwei fand ich, als ich den ersten zu Grabe trug. Ironischerweise.«

Und dann drei weitere, etwa auf einer Linie vom tiefsten Punkt des Gartens bis zum Pool. »Als hätten sie versucht, zum Wasser zu kommen«, sagte sie. »Vielleicht hat das, was sie umgebracht hat, sie durstig gemacht, oder, ich weiß nicht, vielleicht hatten sie Fieber?«

Ich fragte sie, ob sie eine Idee habe, wer dafür verantwortlich sein könne.

»Oh, sicher jemand von denen.« Sie schwenkte die Hand vage in Richtung der Reihen trister Doppelhäuser aus den sechziger Jahren, die sich den Hügel hinab in Richtung Ortskern zogen. »Aus London weggehen, um auf dem Land zu wohnen, aber dann alles am liebsten so steril und geordnet haben wollen wie in der Stadt.«

Jaget hustete und klopfte sich theatralisch auf die Brust. »Verzeihung«, sagte er. »Das kommt von der vielen frischen Luft hier.«